

dtv

An seinem 80. Geburtstag hält der dänische Großindustrielle Magnus Meyer Rückschau auf das schicksalhafte Jahr 1937. Auf der Spur seines jüngeren Bruders Mads, der als Freiwilliger bei den Internationalen Brigaden kämpft, gerät der fünfundzwanzigjährige Magnus in die Wirren des Spanischen Bürgerkriegs. Er macht die Bekanntschaft des bärbeißigen Amerikaners Joe Mercer, mit dem er auf die Suche nach dem legendären spanischen Gold geht, und er begegnet der russischen Kriegsphotografin Irina, die die Liebe seines Lebens wird. Tatsächlich gelingt es Magnus, seinen kleinen Bruder ausfindig zu machen. Und als er mit Joe auch noch vor zwei Kisten voller Gold- und Silbermünzen steht, scheint sein Glück vollkommen. Doch dann wendet sich das Blatt ...

Erzähllust kombiniert mit fundiertem historischem Wissen: Leif Davidsens neuer Spannungsroman handelt von Liebe und Krieg, Idealismus und Zynismus.

*Leif Davidsen*, 1950 in Otterup geboren, lebt heute als freier Schriftsteller in Kopenhagen. Zuvor arbeitete er als Journalist, u. a. als Korrespondent in Spanien und Moskau, sowie als Nachrichtenredakteur beim Fernsehen. Für seine literarische Arbeit erhielt er zahlreiche Preise. Mehr unter: [www.leif-davidsen.de](http://www.leif-davidsen.de)

Leif Davidsen

Die Wahrheit stirbt zuletzt

Roman

Aus dem Dänischen von  
Anne-Bitt Gerecke

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Leif Davidsen  
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:  
Die guten Schwestern (20873)  
Der Feind im Spiegel (21088)  
Der Augenblick der Wahrheit (21208)  
Der Russe aus Nizza (21263)

Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)



Deutsche Erstausgabe 2012  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München  
© 2010 Leif Davidsen  
Titel der dänischen Originalausgabe: »Min broders vogter«  
(Lindhardt og Ringhof, Kopenhagen 2010, vermittelt von  
Leonhardt & Høier Literary Agency, Kopenhagen)  
© 2012 der deutschsprachigen Ausgabe:  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,  
Stephanie Weischer unter Verwendung eines Fotos von  
plainpicture/Arcangel  
Gesetzt aus der Stempel Garamond  
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21400-1

*Die Geschichte ist ein Gemeinschaftsacker,  
auf dem jeder sein Heu ernten kann.*

Spanisches Sprichwort

zitiert nach dem Historiker Antony Beevor



## Prolog

Alle sind gekommen. Der Ministerpräsident, der amerikanische Botschafter, der neue Vorstand, ausgewählte Journalisten, die gesamte Familie – und das alles mir zu Ehren. Natürlich auch meine aktuelle, sehr viel jüngere Ehefrau, die mit ihren achtundfünfzig Jahren versucht, wie achtundvierzig auszusehen, meine beiden Exehfrauen, die wie ich inzwischen alt sind, meine Kinder und viele Enkel und Urenkel. Ich sitze in meinem Rollstuhl und nicke allen freundlich zu, während ich an meine einzige wahre Liebe denke, an Irina, die ich vor mir sehe, als wäre es gestern gewesen, dass wir einander begegneten, und nicht bereits im Jahr 1937.

In der Lautstärke, die die Leute alten Menschen gegenüber anschlagen, berichten sie mir, dass die Königin in Kürze kommen werde, um mir den Dannebrog-Orden zu verleihen. Ich habe ihn selbstverständlich schon früher einmal erhalten. Der jetzige wird mit jeder Menge Eichenlaub umkränzt sein. Gut möglich, dass es auch ein anderer Orden ist. Ich habe nicht richtig zugehört. Ich habe genickt und meiner Dankbarkeit Ausdruck verliehen, dass Ihre Majestät persönlich erscheinen wird. Etwas ganz Besonderes. Außerhalb des Protokolls. Aufgrund meiner besonderen gesellschaftlichen Stellung. Sie wird hier in meinem großen, duftenden Sommergarten vorbeischaun und meinem weltberühmten Chor lauschen, dem *Mads Meyer Chor*, den ich mein halbes Leben lang finanziert habe, und vielleicht überrascht sein, dass er drei alte Lieder aus dem Spanischen Bürgerkrieg und einen Tango aus Buenos Aires singen wird. Ein Wunsch, mit dem ich den

Dirigenten in Aufregung versetzt habe, denn wo sollte er bloß die Noten herbekommen, und warum das Ganze? Aber da ich die Musik bezahle, kann ich sie auch bestimmen. Ich habe selbst viele, viele Jahre im Chor gesungen, aber als ich kein Vertrauen mehr in meine Stimme hatte, habe ich aufgehört.

Ich bin sehr alt und möchte am liebsten sterben, aber stattdessen sitze ich hier und nicke wohlwollend und höre mir die Reden an über meinen großen Einsatz gegen die Deutschen und für die dänische Wirtschaft und unser Land. Sie wissen nicht, dass all dies auf einem Verbrechen gründet und dass ich schon immer vorhatte, die wahre Geschichte zu erzählen, bevor ich sterbe.

Und jetzt ist es also so weit.

In Argentinien, Spanien und in Stalins Russland habe ich Menschen getötet. In Argentinien, um meine Haut zu retten, als mein Schwanz mich mal wieder in Schwierigkeiten gebracht hatte. In Spanien war es wohl vor allem um meines persönlichen Vorteils willen, und in Russland ging es um Irina. Doch dafür zeichnet man mich nicht aus. Den Orden mit Schleife und Sternchen darauf bekomme ich für mein Wirken während des Krieges, und das, was sie für Mut halten, war in Wirklichkeit die Wut über die Ungerechtigkeit des Lebens. Im Einsatz für unser Vaterland habe ich eine große Zahl dänischer Landesverräter und zwei Deutsche umgebracht. Ich war der kaltblütigste Denunziantenliquidator in den Reihen der Widerstandsbewegung. Sie nannten mich den »Mann ohne Furcht«. Und tatsächlich hätte es mir nichts ausgemacht zu sterben, weil der Gedanke an meinen Bruder mich quälte, so wie er mich noch heute in meinen Träumen quält. Ich hatte keine Angst vor dem Tod, weil ich im Jenseits mit Irina wiedervereint sein würde wie die Liebenden von Teruel.

Meine Verdienste während des Krieges machen mich zu einem Helden, weil Mord eben doch nicht Mord ist,



auch wenn die Bibel und die Schule uns das weismachen wollen.

Alle, die ich kenne, sind heute an meiner Seite, und dennoch vermisse ich besonders meinen Bruder, der besetzt und klug war und an das Gute im Menschen glaubte, und fast genauso sehr vermisse ich meine Schwester. Ihr wurde vor vielen Jahren ein gnädiger Tod zuteil, als ihr Herz plötzlich aufhörte zu schlagen. Und dann ist da noch die unmögliche, verzehrende Sehnsucht nach Irina.

Mein Bruder war hübsch und zart und rechtschaffen, er war Künstler und ein Idealist, der an eine Sache glaubte. Er war ein Mensch ohne Falsch – oder wurde er vielleicht einfach nicht alt genug, um es bis dahin zu bringen? Er war davon überzeugt, etwas bewirken zu können. Er war bereit, für das Gute und das, was er für die Wahrheit hielt, sowohl zu töten als auch zu sterben.

Sein Schicksal ist das Schicksal des 20. Jahrhunderts. Während dieses Jahrhunderts wuchs der Blutdurst unter dem Deckmantel der vordreschenden Ideologien und enthüllte die wahre Natur des Menschen.

Viele Menschen haben sich an diesem schönen dänischen Junitag versammelt, um meinen Geburtstag zu feiern. Sie wollen den Dinosaurier noch einmal sehen, bevor es zu spät ist. Sie schnattern aufgeregt wie die Gänse darüber, dass Ihre Majestät mir persönlich geschrieben hat, und sie ahnen nicht, dass ich, wenn dieser Tag zu Ende geht, nicht mehr unter ihnen sein werde. Ich denke sehnsüchtig an den Revolver, der in meiner Schreibtischschublade liegt. Er wartet auf mich. Er hat schon seit Albacete und Cartagena auf mich gewartet, wo er mich auf meiner Reise durchs Verderben und zu Wohlstand begleitet hat.

Er war treu und zuverlässig. Er hat immer funktioniert. Ich habe ihn aus Argentinien mitgebracht, und ich habe ihn auch in Spanien und im eisig kalten Moskau dabei gehabt. Ein Smith & Wesson Trommelrevolver aus dem

Jahr 1908. Einen besseren hat es nie wieder gegeben. Es ist nur recht und billig, dass der Revolver, den ich benutzt habe, um Landesverräter zu liquidieren, auch meinem Leben ein Ende setzt.

Ich nicke und schaue mich um und weiß, was sie denken. Sie überlegen, was ich in meinem Testament verfügt habe, denn sie wissen, dass meine Tage gezählt sind. Aber sie brauchen sich keine Gedanken zu machen. Ich Sorge für sie alle. *Meyer Industries* ist ein stabiles, weltweites Unternehmen. Finanzkrisen können kommen und gehen. Ich habe mein Unternehmen nach der altmodischen Devise geführt, dass am Ende des Tages immer eine Krone mehr in der Kasse sein sollte als am Morgen. Von Spekulationen habe ich immer die Finger gelassen, und ich habe mich auch nie von den leichtfüßigen Sirenen der Gier verführen lassen. Ich bin nie den Versprechungen schmeichlerischer Bankdirektoren erlegen, die mich mit günstigen Krediten und verführerischen Kapitalfonds locken wollten.

Trotzdem bin ich ein Lügner. Im Angesicht des Todes will ich der Wahrheit Genüge tun.

Ich hinterlasse eine gut gehende dänische Firma mit dem Ruf, wohlätig zu sein, Einwanderer in Dänemark zu beschäftigen und den Mitarbeitern der ausländischen Niederlassungen auf allen Ebenen anständige Arbeitsbedingungen zu bieten. Ich habe den »Mads Meyer Fonds« gegründet, der sich kulturell engagiert, ich habe die schönen städtischen Plätze bezahlt, wenn der öffentlichen Hand das Geld fehlte, und ich habe Tausenden begabter junger Dänen einen Auslandsaufenthalt ermöglicht und einen Wunschausbildungsplatz verschafft. Neue kulturelle Einrichtungen tragen den Namen Meyer, und die Ausbildung an einigen der besten Konservatorien der Welt wird durch Stipendien des »Mads Meyer Fonds« ermöglicht. Ich bin ein Menschenfreund gewesen, und mein Revers quillt über von den Verdienstorden dankbarer Länder.

Man könnte meine Wohltätigkeit für eine Art Ablass halten, allerdings für einen, der den Menschen Freude gemacht hat, der mir aber vermutlich nicht Zutritt zum Paradies verschaffen wird.

Ich werde viel Geld hinterlassen.

Wenn ich nachher gezwungen sein werde, einige Worte mit meiner noch immer festen Baritonstimme zu sprechen, die nur ganz leicht zittert von der Beanspruchung über die vielen Jahre, werde ich mich mit einem Hauch von Sarkasmus an die Banalitäten halten und die Torheiten der Gegenwart aufs Korn nehmen, denn dafür bin ich berühmt, wenn nicht gar berüchtigt.

Die andere Geschichte werden sie lesen können, wenn Henry, mein Anwalt, meinen Nachlass freigibt. Ich habe die letzten Jahre meines Lebens darauf verwendet, meine Geschichte zu erzählen. Sie liegt, auf eine CD-ROM gebrannt, in einem geheimen Bankschließfach. Außerdem habe ich sie in den Cyberspace hinausgeschickt und sie auf einer verschlüsselten Domain abgelegt, die nur Henry kennt.

Meine Hinterbliebenen werden die Geschichte nicht ausradieren können, auch wenn sie es bestimmt versuchen werden. Selbst Henry weiß nicht, dass ich eines meiner begabtesten Enkelkinder, den kleinen Karl, der mir so sehr ähnelt, dass ich mich in ihm spiegeln kann, darum gebeten habe, meine Datei so zu programmieren, dass sie in genau neunzig Tagen an einen großen Verlag und zwei Zeitungen verschickt wird.

Ich erinnere mich an fast alles. Zumindest an all das, was es wert ist, erinnert zu werden. Ich sitze hier in meinem Rollstuhl und betrachte die Gartengesellschaft und antworte den Menschen höflich, die mit einem Lächeln auf den Lippen und erhobener Stimme kommen, um mir zu gratulieren, aber ich bin nicht anwesend.

Ich bin aus Dänemark abgehauen, musste aber dorthin

zurückflüchten, als mir in Argentinien der Boden unter den Füßen zu heiß wurde. Ich bin 1912 geboren – in dem Jahr, in dem die Titanic den Eisberg rammte und unterging und das erste Dieselschiff von B&W in Richtung Großbritannien in See stach. Ich stamme aus einer fernen Zeit, die die meisten schon vergessen haben und um die sie sich nicht scheren, an die ich mich aber so überaus deutlich erinnere.

Ich sehe den jungen Mann, der ich einmal war, als wäre es gestern gewesen. Ich sehe meinen Bruder vor mir. Ich sehe meine Schwester, als stünde sie gerade an meiner Seite. Ich sehe Irina. Ich sehe Joe Mercer, und natürlich sehe ich Svend vor meinem inneren Auge, meinen Kameraden aus Kriegstagen, möge Gott seiner kommunistischen Seele gnädig sein. Ich erinnere mich an mein enormes Selbstvertrauen und meine Arroganz. Ich war davon überzeugt, dass die Welt mir gehörte und dass die anderen Menschen in die Welt gesetzt worden waren, um meine Bedürfnisse zu befriedigen.

Ich sehe die jüngere Ausgabe von Magnus Meyer vor mir, sehe, wie er in der Stadt seiner Kindheit aufwacht, gerade mal fünfundzwanzig Jahre alt, aber fest davon überzeugt, über eine große Lebenserfahrung zu verfügen. Die Erlebnisse in Argentinien hatten ihn geprägt, aber durch seine Rückkehr spielte das Leben ihm andere Karten in die Hände, als er erwartet hatte.

Ich bin heute ein allseits geachteter Bürger, aber das ist nur eine Verkleidung. Ich werde mein Pfund Fleisch an den Teufel zahlen. Das ist nur gerecht. Trotzdem bitte ich Gott um Vergebung, jedoch ohne Hoffnung, erhört zu werden. Ich habe meine Geschichte erzählt. Mehr gibt es nicht zu sagen. Es war so, wie ich es in Erinnerung habe, und mein Gedächtnis ist gut. Ich habe Briefe und Tagebücher aufgehoben. Ich habe wichtige Papiere und Aufzeichnungen aufgehoben. Ich habe im Laufe der Jahre

einiges Geld darauf verwendet, die Schlüsselfiguren auffindig zu machen, und ich habe Ermittler in die Archive geschickt.

Ich möchte nicht, dass es nach meinem Tod zu langwierigen juristischen Auseinandersetzungen kommt, daher habe ich die Geschichte so erzählt, dass sie zum Teil als Fiktion gelesen werden kann.

Es ist vielleicht nicht die ganze Wahrheit, aber es ist meine Wahrheit und Magnus Meyers unwiderrufliches Testament.



I. Teil

Jütland, im Spätsommer 1937

*Da sprach der HERR zu Kain:  
Wo ist dein Bruder Abel?  
Er sprach: Ich weiß nicht;  
soll ich meines Bruders Hüter sein?*

1. Buch Mose



Es ist ein außergewöhnlich warmer und schöner Spätsommertag Ende August 1937, als Magnus Meyer in der Stadt seiner Kindheit aufwacht. Er ist am Tag zuvor angekommen und hat im Hotel Dania übernachtet. Nach dem Frühstück steht er auf dem Marktplatz und atmet den Spätsommerduft ein, schwer und sinnlich und dennoch zart und kühl nach den heißen Jahren in Argentinien. Er erlaubt es sich, ein wenig stehen zu bleiben und die Umgebung auf sich wirken zu lassen. Die Stadt erscheint ihm vertraut und fremd zugleich. Er hört die klappernden Hufe der Pferde, die den Milchwagen ziehen, riecht den Koks, der für den nächsten Winter eingelagert wird, und sieht, wie das Dienstmädchen in der Wohnung über der Bank das Fenster öffnet und es eifrig zu putzen beginnt, während sie ein ihm unbekanntes Lied singt. Es ist eine kleine Stadt. Die Passanten grüßen einander freundlich, während sie an den schmucken Fassaden der kleinen Geschäfte vorübergehen. Er ist guter Dinge, obenauf und bereit, dieses kleine Stückchen Erde zurückzuerobern, es ganz und gar in seine Seele und seinen Körper aufzunehmen und diesen Morgen in seiner alten Stadt einfach nur zu genießen, bevor er am See entlang in Richtung Kuranstalt spaziert.

Es ist ein ganzes Stück Weg, aber das Wetter ist so herrlich, und ihm ist klar, dass er sich von den tristen Dänen mit ihren Depressionen, der grauen Arbeitskleidung und den speckigen Schiebermützen oder altmodischen Filzhüten abhebt. Er ist ein Flaneur, und das gefällt ihm. Er geht sehr aufrecht in seinem hellen, perfekt sitzenden

Anzug, den der Schneider in der kleinen, staubigen Seitengasse in Buenos Aires für ihn genäht hat. An den Füßen trägt er die eleganten italienischen Schuhe, die er auf der Fifth Avenue in New York gekauft hat, und auf dem Kopf den hellen Panamahut, exakt auf die Weise ins Gesicht gezogen, wie ein Dandy aus Übersee einen eleganten Hut eben trägt. Er nimmt den Duft seines Rasierwassers wahr, der sich so angenehm mit dem davonschwebenden Rauch der kubanischen Morgenzigarre vermischt, und er bemerkt mit Freude die Blicke, die die Frauen ihm zuwerfen, denen er unterwegs begegnet.

Hier kommt ein junger Mann von Welt, ein Reisender, ein Mensch, mit dem das Leben es gut meint, ein Mann ohne Sorgen in einer Zeit, in der alle sich Sorgen machen. Hier kommt ein Mann, der in die Kleinstadt zurückkehrt, klüger, reicher und selbstsicherer als die, die zurückgeblieben sind und nun ein bürgerliches Leben mit Ehefrau und Kindern führen oder in den langen Arbeitslosenschlangen stehen und warten. Ob ihn irgendwer wiedererkennt? Er bezweifelt es. Seine Physiognomie kann er natürlich nicht leugnen – die ist auch gar nicht so übel, wie ihm schon diverse Frauen bestätigt haben –, aber sein Körper ist heute kräftiger und besser in Form, der schmale helle Schnurbart verleiht seinem Gesicht Charakter, aber es ist vor allem die Art, wie er sich gibt, wie er steht, wie er sich bewegt, die ihm eine andere, selbstsicherere Ausstrahlung verleiht.

Das hat er von Inés gelernt. »Du bist nicht der, der du bist, du bist der, der zu sein du dich entscheidest«, hatte sie gesagt, und er erinnert sich an ihre zarten kleinen Brüste und den weichen Mund, der ihn küsste. Er hätte nie gedacht, dass Sex so ungezwungen sein konnte. Ohne Schuldgefühle, der reine Genuss. Stunden gemeinsamer Befriedigung und des Vergnügens aneinander.

An all das denkt er, während er im Sonnenschein spa-

zieren geht. An die Last, die die Menschen in seiner Heimatstadt zu tragen haben. An ihr ewiges Kreisen um Schuld und Sühne. Daran, dass die Scham geradezu aus den kleinen Häuschen herauswabert. Sie wissen nicht, denkt er, dass der eigene Körper für so viel Freude und Wonne geschaffen ist.

»Jetzt bewegst du dich endlich genauso gut und selbstsicher und macho, wie du aussiehst«, hatte Inés einige Tage, nachdem sie ihn verführt hatte, zu ihm gesagt. »Deine Seele ist nicht länger in einem Gefängnis eingesperrt, sondern sie hat jetzt ihren Platz in deinem Körper gefunden.«

Er erinnert sich daran, wie seine Füße die Erde plötzlich auf ganz neue Weise berührten und wie die Töne in seinem Kopf ihm das Gefühl gaben zu fliegen, und nachts hatte er aufgehört, vom Chefarzt zu träumen.

Der junge Mann, der am Tag zuvor im Hotel Dania seinen Koffer aufs Zimmer getragen hat, heißt Jens und ist der Sohn von Schuhmacher-Hans, daran erinnert er sich. Er war zwei Klassen unter ihm. Es hatte nicht das geringste Anzeichen eines Wiedererkennens gegeben. Dass sie einmal auf demselben Schulhof in derselben Stadt gespielt haben sollen, erscheint ihm vollkommen unvorstellbar.

Er hat niemandem Bescheid gesagt, dass er zurückkommen wird. Er weigert sich, die Worte »nach Hause« zu benutzen. Er ist eigentlich nicht bereit, seinem Vater zu begegnen, auch wenn es sich wohl kaum vermeiden lässt.

Marie hatte ihm geschrieben, und mit ihr will er zuerst sprechen. Ihr Brief hatte ihn in New York erreicht. Sie wusste natürlich, dass er aus Argentinien weggezogen war. Geflohen wäre wohl das treffendere Wort. Marie ist die Einzige, der er seine wechselnden Adressen mitgeteilt hat, mit der strengen Auflage, sie nicht an den Chefarzt weiterzugeben.

Er hatte Argentinien verlassen müssen. Don Pedros Arme waren zu lang gewesen. Meyer wollte nicht heiraten. Dolores hätte nicht mit ihrem Bruder sprechen und dieser hätte ihn niemals aufsuchen dürfen. Er hatte nicht anders handeln können, denn es hatte er oder der Bruder geheißen. Don Pedro hätte seinen Sohn nicht schicken sollen, er und Magnus hätten eine Lösung finden können. Sie respektierten einander. Der Bruder hasste ihn, obwohl sie ursprünglich beste Freunde gewesen waren. Aber dann war Neid ins Spiel gekommen. Dem Bruder gefiel es nicht, dass Don Pedro nur mühsam verbergen konnte, dass er lieber Magnus als Sohn und Erben gehabt hätte als den trägen Sohn, den seine Frau ihm geboren hatte.

Beim Gedanken daran fängt Magnus beinahe an zu schwitzen, obwohl der dänische Sonnenschein mild und trocken ist. Er sieht das Blut vor seinem inneren Auge und den erstaunten Blick von Dolores' Bruder, als die Kugel mit einem dumpfen Knall seine Brust trifft. Danach hatten Don Pedro und Meyer keine Wahl mehr.

Er schwitzt doch nicht. Er ist Wärme gewöhnt. Es ist zwar ein sonniger Tag, aber er genießt die darunter liegende Kühle, die von den Wolken mit einer ersten Ahnung von Herbst herrührt, die ihn am See entlang zur Kuranstalt begleiten. Er macht einen Bogen um die Pferdeäpfel und die Schlaglöcher und achtet auf die wenigen Autos, die durch die Straßen rumpeln, bis er den Stadtkern verlassen hat und die Kurklinik sieht, die zugleich sein Geburtshaus ist.

Sie liegt so da, wie er sie in Erinnerung hat, umgeben von den großen Buchen. Das Laub ist graugrün und staubig und immer noch dicht. Das große weiße Haus, das für die Patienten Hoffnung ausstrahlt, lässt sein Herz für einen Moment schneller schlagen. Was sie für ein Krankenhaus halten, ist in Wahrheit ein Gefängnis. Ein Ort, an dem die physische Bestrafung hart, aber auszuhalten ge-